



ULRICH NONN

Mönche, Schreiber und Gelehrte

Bildung und Wissenschaft im Mittelalter

WBG 
Wissen verbindet



Thomas von Aquin (Gemälde von Carlo Crivelli, 1476)

Ulrich Nonn

Mönche, Schreiber und Gelehrte

Bildung und Wissenschaft im Mittelalter



Impressum

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Das Werk ist in allen seinen Teilen urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung in und Verarbeitung durch elektronische Systeme.

© 2012 by WBG (Wissenschaftliche Buchgesellschaft), Darmstadt
Die Herausgabe des Werkes wurde durch die Vereinsmitglieder der WBG ermöglicht.

Redaktion: Kristine Althöhn, Mainz

Umschlagabbildung: Schreibender Mönch, Fresko von Giotto di Bondone (Ausschnitt aus dem Fresko „Gregorius mit einem Schreiber“, um 1290/95). Assisi, Oberkirche von San Francesco.

Foto: akg-images

Umschlaggestaltung: Peter Lohse, Heppenheim

Layout und Satz: Peter Lohse, Heppenheim

Besuchen Sie uns im Internet: www.wbg-wissenverbindet.de

ISBN 978-3-534-23072-3

Elektronisch sind folgende Ausgaben erhältlich:

eBook (PDF): 978-3-534-72871-8

eBook (epub): 978-3-534-72872-5

Menü

[Buch lesen](#)

[Innentitel](#)

[Inhaltsverzeichnis](#)

[Informationen zum Buch](#)

[Informationen zum Autor](#)

[Impressum](#)



Inhalt

Einleitung

Verfall der römischen Bildung?

Die karolingische Bildungsreform

Vorstufen

Karolingische „Renaissance“?

Reformziele: Korrektes Sprechen, Lesen und Schreiben

Ein gelehrter Hofkreis

Lehren und Lernen

Das Bildungsideal der *artes liberales*

Die Entwicklung des Kanons

Das Trivium

Das Quadrivium

Bildliche Darstellungen

Die *artes mechanicae*

Ein „Brockhaus des Mittelalters“

Das Schulwesen als Domäne der Kirche

Entstehung und Entwicklung der Klosterschule

Schulalltag im Kloster: Das Beispiel Sankt Gallen

Ein berühmter Gelehrter und Lehrer im Kloster:
Hrabanus Maurus in Fulda
Die Domschulen als aufstrebende Bildungsstätten

Die Entwicklung der Scholastik als mittelalterliche Schulwissenschaft

Ein wissenschaftlicher Aufbruch
Bedeutende Schulen, große Lehrer
Ein streitbares Gelehrtenleben: Petrus Abaelardus

Von den Domschulen zu den Universitäten

Voraussetzungen

Die erste Magisteruniversität: Paris
Die erste Studentenuniversität: Bologna
Die erste Staatsuniversität: Neapel
Die erste medizinische Hochschule: Salerno
Die erste Universität des Reichs: Prag
Studentisches Leben

Die Entstehung des städtischen Schulwesens

Voraussetzungen

Schulen zwischen Stadt und Kirche
Schulisches Leben

Eine neue Bildungsbewegung: Der Humanismus

Zur Begrifflichkeit: Renaissance und Humanismus

Die Anfänge in Italien
Humanistische Pädagogik
Der Humanismus im Reich
Der Aufschwung der Naturwissenschaften
Der „Fürst der Humanisten“: Erasmus von Rotterdam

Bildung im Mittelalter - Bildung heute

Ausgewählte Quellen und Literatur

Abbildungsverzeichnis

Personenregister



Einleitung

„Auch zu schreiben versuchte er und pflegte deswegen Wachstafel und Büchlein im Bett unter dem Kopfkissen bei sich zu führen, um in müßigen Stunden seine Hand an das Nachmachen von Buchstaben zu gewöhnen. Doch hatte er mit seinem verkehrten und zu spät angefangenen Bemühen wenig Erfolg.“ So berichtet Einhard, der Biograph Karls des Großen, über den Kaiser. War der große Herrscher also ungebildet, ein Analphabet – nach heutigem Verständnis müsste man das annehmen. Dieser Eindruck wäre aber völlig falsch, denn Einhard schreibt weiter: „Es genügte ihm jedoch nicht an seiner Muttersprache, sondern er widmete sich auch der Erlernung fremder Sprachen. Darunter brachte er es im Lateinischen so weit, dass er es wie seine Muttersprache redete, das Griechische aber konnte er besser verstehen als selber sprechen.“ Also nach unserem Verständnis doch ein hochgebildeter Mann, der aber nicht das Schreiben beherrschte. Das war nun keineswegs ungewöhnlich in einer Zeit, in der Schreiben eine aufwendige Kunst darstellte, die fast nur von Mönchen und Klerikern beherrscht wurde. Das spiegelt sich noch im englischen Wort *clerk* für „Büroschreiber“, „Sekretär“, das auf lateinisch *clericus* zurückgeht. *Clericus* konnte geradezu zum Beinamen für schreibkundige Laien werden, so auch für den englischen König Heinrich I. (1100–1135), den *beauclerc*. Wenn andererseits ein italienischer Zeitgenosse Kaiser Konrad II. (1024–1039) als *idiota*

bezeichnet, so wollte er ihn nicht in unserem Sinne als „Idioten“ schmähen, sondern nur als schriftlosen Laien charakterisieren.

Schreiben war ein mühseliges Geschäft, wie so manche Notiz am Rand mittelalterlicher Handschriften bezeugt, wie z.B. „Wie haarig ist doch dieses Pergament“ (wenn beim Gerben der Tierhaut ein paar Borsten stehen geblieben waren und die Feder sich darin verfang und die Tinte kleckste). Oder ein Schreiber klagte: „Wer nicht schreiben kann, glaubt nicht, dass es eine Arbeit ist: Die Finger schreiben, der ganze Körper leidet.“ Und wenn dann die oft mehrere Monate dauernde Abschrift eines größeren Textes zum Abschluss kam, war die Freude des Kopisten verständlich, wie sie etwa der Schlusseintrag einer karolingischen Handschrift zum Ausdruck bringt: „Wie den Seemann der langersehnte Anblick des vertrauten Gestades nach mühevoller Reise aufheitert, so jubelt auch der von Erschöpfung überwältigte Schreiber, der das ungeduldig erwartete Ende seines Buches nahen sieht. Wer nicht schreiben kann, schätzt die Mühen des Abschreibens gering ein; wer diese Arbeit aber einmal unternommen hat, weiß, wie hart sie ist.“ Aber Schreiben war eben verdienstvolles, gottgefälliges Tun, wie immer wieder in den Quellen betont wird. So erzählt der Kirchengeschichtsschreiber Ordericus Vitalis (12. Jahrhundert), ein recht sündiger Mönch habe seine Seele durch fleißige Schreibarbeit retten können, weil Gott jede Sünde mit einem geschriebenen Buchstaben aufrechne und in seinem Fall gerade ein Buchstabe übrig geblieben sei.



Buchschreiber auf Totenbett. (Miniatur, Kloster Prüfening, um 1160)

Im Gegensatz zum Lesen gehörte Schreibfähigkeit damals nicht zum Bildungskanon des Adels oder gar des Königs. Wir fragen also zunächst nach dem Wandel des Bildungsbegriffs. Im Sprachgebrauch der mittelalterlichen Überlieferung ist der am häufigsten dafür gebrauchte Begriff *litteratus* mit seinem Gegenbegriff *illitteratus*, was wir üblicherweise mit „gebildet“ bzw. „ungebildet“ übersetzen. Das kann aber leicht zu einem Missverständnis führen, wenn wir dabei unbesehen von unseren heutigen Maßstäben einer allgemeinen Bildung, gar einer humanistischen oder wissenschaftlichen Bildung ausgehen. Denn, gemäß der etymologischen Herleitung von *littera* = „Buchstabe“, bezeichnet *litteratus* zumeist nur einen buchstabenkundigen, also schreib- und lesefähigen Menschen, was wir heute von jedem Schulkind erwarten. Dieses Mindestmaß aber fehlte bis zum späteren Mittelalter fast allen Laien, auch in den höchsten Gesellschaftsschichten. Aber da fast die gesamte schriftliche Überlieferung des Abendlandes – zumindest bis

ins 12. Jahrhundert - in lateinischer Sprache geschrieben war, konnte man Lesen und Schreiben überhaupt nur in Latein lernen. Wer also Worte und Sätze der Volkssprache aufschreiben wollte, war dazu nur befähigt, wenn er vorher lateinisch schreiben und lesen gelernt hatte. „Das Wort *littera* kann daher geradezu die lateinische Sprache meinen, denn sie allein war die Schreibsprache“ (Herbert Grundmann).

Aber auch ohne Schreibfähigkeit, ja sogar ohne Lesevermögen konnte man eine gewisse Bildung erwerben. Gerade die volkssprachigen Überlieferungen in Dichtung, Geschichte und Sage lebten zunächst durch mündliche Weitergabe fort. Das enorme Gedächtnispotenzial in der oralen Kultur des Mittelalters kann kaum überschätzt werden, wenn es auch dem modernen Zeitgenossen, der alles aufschreibt und nachschlägt oder googelt, kaum noch nachvollziehbar erscheint. Grundmann hat daher vorgeschlagen, die mittelalterlichen Begriffe *litteratus* und *illitteratus* weniger als verschiedene Bildungsgrade, sondern vielmehr als „verschiedene Bildungsweisen, ja Bildungswelten, die zugleich mit- und nebeneinander bestehen“, zu verstehen. Zum besseren Verständnis weist er auf unser Verhältnis zur Musik und zur Notenschrift hin: „Auch der musikalische ‚Laie‘ kann eine Partitur zumeist nicht lesen - unsere Allgemeinbildung fordert nicht diese Fähigkeit -, er muß sie sich hörbar vortragen lassen von Musikern wie der mittelalterliche Laie sich Bücher vorlesen oder Dichtungen vortragen ließ von Klerikern, ohne sie selbst lesen zu können.“

Insgesamt also ganz andere Verhältnisse als in der römischen Antike mit ihrem ausgeprägten Schul- und Bildungswesen - was davon in der Übergangszeit von der Spätantike ins Frühmittelalter noch erhalten blieb, ist zunächst zu fragen.



Verfall der römischen Bildung?

„Da die Pflege der freien Wissenschaften (*liberalium cultura litterarum*) in den Städten Galliens in Verfall geraten, ja sogar im Untergang begriffen ist, hat sich kein in der Redekunst erfahrener Grammatiker gefunden, um in Prosa oder Versen zu schildern, was sich unter uns zugetragen hat; [...] So mancher hat oftmals jenen Mangel beklagt und gesprochen: ‚Wehe über unsere Tage, dass die Pflege der Wissenschaften bei uns untergegangen ist, und niemand im Volke sich findet, der das, was zu unseren Zeiten geschehen ist, zu Pergament bringen könnte!‘“

So schrieb der bedeutendste Geschichtsschreiber der Merowingerzeit, der Bischof Gregor von Tours (538/39–594), im Prolog seiner Chronik „Zehn Bücher Geschichten“. Immer wieder berief man sich auf das Vorbild des antiken Bildungswesens.

Die alte römische Bildung beruhte auf dem *mos maiorum*, dem Beispiel der Vorfahren, und wurde mit strenger Zucht vermittelt. Das römische Kind lernte Lesen und Schreiben und auch schon etwas über die Rechtsgrundlagen des römischen Staates am Text des Zwölftafelgesetzes, meist unter der Aufsicht des Vaters. Etwas älter geworden, erfuhr der römische Junge eine Einführung in die Landwirtschaft und – sobald er die Männertoga trug – ins politische Leben. Schule war Privatsache; Angehörige der Oberschicht, die es sich leisten konnten, ließen ihre Kinder durch Sklaven oder Freigelassene unterrichten. Es entstanden aber auch öffentlich zugängliche Schulen; die Lehrer waren eine Art privater „Unternehmer“, die gegen oft schlechte Bezahlung Elementarunterricht in Lesen und Schreiben erteilten. Die

heute übliche ganzheitliche Methode war noch unbekannt; durch Üben einzelner Buchstaben wurde langsam das ABC gelernt, ehe es zu Silben und dann zu ganzen Wörtern ging, schließlich zu kürzeren Texten. Da die antiken Texte keine Wort- und Satztrennungen aufwiesen, bereitete das Lesenlernen viel größere Mühe als heute. Moderne Pädagogik hätte diesen Unterricht kaum als kindgerecht bezeichnet. Harte Zurechtweisungen, ja selbst körperliche Strafen waren üblich, wie etwa ein Sgraffito aus einer römischen Villa zeigt: „Wer nicht gut gelernt hat, ist für gewöhnlich ein Schwätzer. Das Schreiben hat mir die grausame Peitsche des Gratus beigebracht.“



Schülersgraffito aus einer römischen Villa. (Villa rustica „Am Silberberg“ in Bad Neuenahr-Ahrweiler)

Nur für eine Minderheit der Römer, vor allem die Angehörigen des Senatoren- und des Ritterstandes, kam der Literaturunterricht beim *grammaticus* als die nächsthöhere Schulstufe infrage. Die Bezeichnung des Lehrers täuscht allerdings: Grammatik im Sinne sprachlicher Formen- und Satzlehre war nicht vorrangiges Ziel des Unterrichts, sondern diente nur als Hilfestellung bei der Erarbeitung von Texten. Es ging um die Beschäftigung mit - lateinischen wie griechischen - literarischen Werken. Von der einleitenden Textkritik (alle Bücher waren handgeschrieben!) über Übungen im Vorlesen und Auswendiglernen kam man zu Erklärungen zu Form und Inhalt der Texte (mit oft pedantischen Erläuterungen des Satzbaus, der Metrik, einzelner Wörter und Redewendungen). Nicht die Beurteilung der dichterischen Leistung im Sinne heutiger Interpretation war das Ziel, sondern die Erkenntnis moralischer Vorbilder in den Texten sollte bei der Erziehung der jungen Römer helfen. Das alles lief im Frage-und-Antwort-Spiel zwischen Lehrer und Schüler ab: eine ziemlich monotone Unterrichtsform. Allenfalls kleinere Aufsätze und Stilübungen förderten die Selbsttätigkeit der Schüler.

Hatte man diese Stufe erfolgreich absolviert, so stand der Weg offen für den Rhetorikunterricht, der - modern gesprochen - das antike Hochschulstudium bildete. Allerdings existierten keine Universitäten; vielmehr gab es freiberuflich tätige, aber auch vom Staat oder von Städten angestellte und besoldete Rhetoriklehrer. „Die Lehre der Beredsamkeit umfasste von der Gedanken- und Stoffsammlung über das Gliedern und Verfertigen der Rede unter Berücksichtigung von Stil, Ausdruck, Sprachklang und -rhythmus bis hin zur Beachtung äußerer und innerer Wirkung der Ansprache auf die Zuhörer ein ganzes Denksystem, das seine Bestimmung in der Öffentlichkeitswirkung des gesprochenen Wortes hatte“ (Ulrich Lambrecht). Einführend wurden Erläuterungen zur

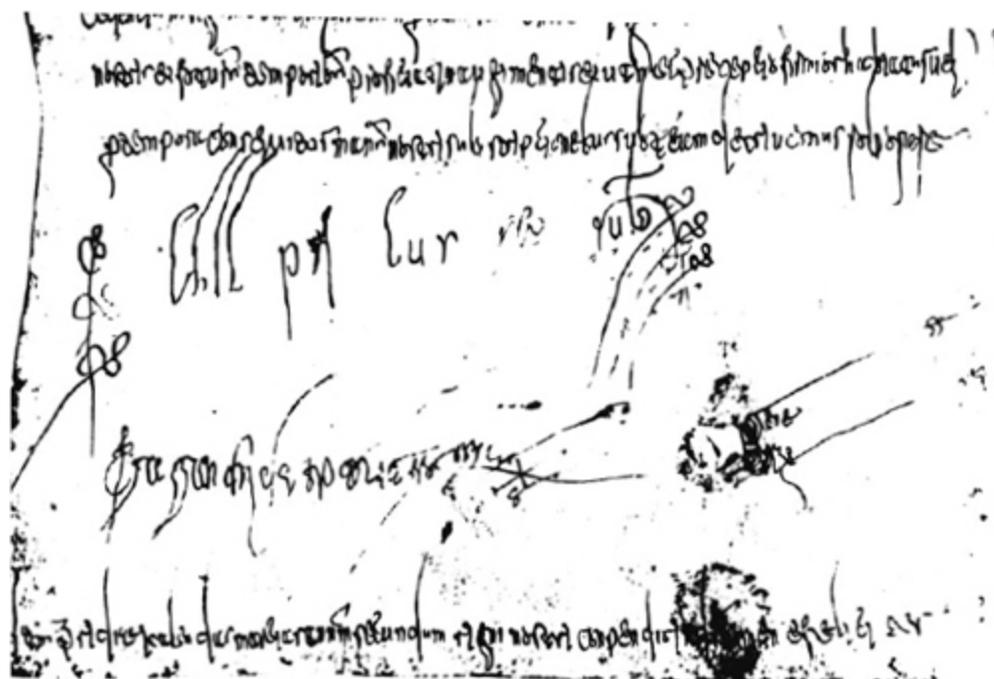
rhetorischen Technik gegeben; hierzu benötigte Regeln mussten auswendig gelernt werden. Wichtiger Bestandteil war die Lektüre großer Vorbildtexte, an erster Stelle die rhetorischen Meisterwerke Ciceros. Schließlich waren dem Schüler vorbereitende schriftliche Übungen aufgegeben, in denen er Aufsätze zu rhetorisch relevanten Themen zu verfassen hatte. Das alles sollte ihn schließlich dazu befähigen, selber zu einem vom Lehrer gestellten Thema eine Rede zu halten. Der sorgfältig schriftlich ausgearbeitete Text musste dann auswendig gelernt werden, wurde er doch ohne Manuskript vor Lehrer und Mitschülern vorgetragen. Nach erfolgreichem Abschluss gab es nicht wie heute ein Zeugnis oder ein Diplom; die Empfehlung eines angesehenen Rhetors genügte, um seine standesgemäße Ausbildung zu bezeugen und sich für eine Tätigkeit auf den vielfältigen Gebieten als geeignet auszuweisen. Der Senat benötigte Männer, die „vor allem richtig denken, schreiben, reden, also auch handeln konnten“ (Lambrecht).

Seit seiner Einführung in der Republik blieb dieses dreistufige römische Bildungssystem bis in die Spätantike weitgehend unverändert bestehen. Mit der Anerkennung des Christentums unter Konstantin dem Großen (306–337) traf nun die christliche Erziehung auf die weltliche Bildung der römischen Klassik; gerade das Christentum als „Buchreligion“ bedurfte ja sprachlich-literarisch gebildeter Menschen als ihrer Vermittler. Hier kam es nun zu einer wirklichen Symbiose zwischen der althergebrachten humanistischen Erziehung und den Anforderungen der christlichen Bildung. Wir sehen christliche wie heidnische Schüler, die dasselbe klassische Bildungssystem durchlaufen, und zunehmend begegnen auch christliche Lehrer. Daran konnte auch die heidnische Reaktion des Kaisers Julian Apostata (361–363), der sogar ein Berufsverbot für christliche Lehrer erließ, auf Dauer nichts mehr ändern. Die intensive Christianisierung der

römischen Kultur war nicht mehr aufzuhalten. Als nördlich der Alpen im 5. Jahrhundert dann die römischen Verwaltungsstrukturen zunehmend verloren gingen, waren es die mit kirchlichen Leitungsfunktionen betrauten Männer, die jetzt auch weltliche Führungsaufgaben übernahmen. Auch der Wechsel vom Staatsdienst in kirchliche Führungsämter war nicht selten.

Mit dem Verfall des spätantiken Staates in der Zeit der sog. Völkerwanderung gingen auch die öffentlich organisierten Schulen unter; die Wissensvermittlung sank allmählich in den privaten Bereich zurück. Für eine Karriere im Hofdienst, etwa in der Kanzlei der merowingischen Könige, war profane Bildung jedoch nach wie vor Voraussetzung. Die merowingischen Referendare (im Unterschied zum heutigen Wort kein Ausbildungsstatus, sondern ein angesehenes Amt), für die Ausstellung der (lateinischen!) Königsurkunden zuständig, waren keine Kleriker. Einige von ihnen fanden auch außerhalb des Königshofes Verwendung und machten später weiter Karriere, konnten sogar das Bischofsamt erlangen. Und auch die merowingischen Könige selbst waren noch in der Lage, ihre Urkunden eigenhändig zu unterschreiben; nur bei minderjährigen Königen findet sich stattdessen ein Namensmonogramm. Und Gregor von Tours, dessen Klage über den Verfall der Bildung wir oben zitierten, berichtet in seiner Chronik über einen sprachlich-literarisch gebildeten und um das Schulwesen in seinem Reich sich kümmernden merowingischen König, Chilperich I. (561–584): „König Chilperich schrieb auch einige Bücher in Versen, worin er den Sedulius [lateinischer christlicher Dichter in der 1. Hälfte des 5. Jahrhunderts] sich zum Vorbild nahm, aber seine Verse wollen sich durchaus nicht den Regeln des Versbaus fügen. Er fügte auch unserem Alphabet einige Buchstaben hinzu, nämlich ω, wie es die Griechen haben [Omega, langes o], ae, the, wi, wofür die Schriftzeichen folgende sind: 

und sandte Schreiben an alle Städte seines Reiches, dass die Knaben so unterrichtet und die alten Bücher mit Bimsstein radiert und umgeschrieben werden sollten.“ (Hist. V,44).



Monogramm König Chilperichs II. (Urkunde Chilperichs II., Compiègne
18. Februar 717)

Erst seit der zweiten Hälfte des 7. Jahrhunderts, als das merowingische Königtum immer mehr verfiel, nahmen auch die elementaren Kenntnisse wie Lesen und Schreiben bei den Laien rasch ab; zunehmend verschwanden die Unterschriften von Zeugen in den Urkunden und wurden durch ein Kreuzzeichen ersetzt. Schriftbildung wurde mehr und mehr ein Reservat von Klerus und Mönchtum. Aber selbst in kirchlichen Kreisen gingen die Kenntnisse immer weiter zurück. So beklagte der heilige Bonifatius 746 das äußerst mangelhafte Latein bayerischer Priester, die *in nomine patria et filia et spiritus sancti* („im Namen Vaterland und Tochter und des heiligen Geistes“) taufte. Diese Missstände wollte dann Karl der Große beheben;

nach seinem ausdrücklichen Willen sollte die Reform der fränkischen Kirche in eine Reform der Bildung übergehen.



Die karolingische Bildungsreform

Vorstufen

Die Bemühungen um eine Hebung des Bildungsstandes setzten schon unter Karlmann und Pippin, Onkel und Vater Karls des Großen, ein. So ist ein Brief Papst Pauls I. an König Pippin (zwischen 758 und 763) überliefert, in dem er dem König eine gewünschte Zusendung von Büchern ankündigt: neben liturgischen Werken eine *ars grammatica Aristolis* (sic!) und andere Schriften, „alle in griechischer Sprache geschrieben“. Dass Pippin selbst griechische Texte lesen konnte, ist nicht anzunehmen; dass es aber zu seiner Zeit des Griechischen mächtige Kleriker im Frankenreich gab, ist unbestritten. Das zeigt auch die letzte von Pippin 767 in der Pfalz Gentilly (bei Paris) abgehaltene Synode, von der zwar keine Akten überliefert sind, die aber durch den Bericht der Reichsannalen einwandfrei bezeugt ist. Dort kam es zu einem theologischen Streitgespräch *inter Romanos et Grecos* über die Trinität und andere dogmatische Fragen. Auf Pippin geht auch die Neuordnung des geistlichen Hofdienstes in Gestalt der Hofkapelle zurück. Deren ursprüngliche Aufgabe, die Obhut des Reliquienschatzes (vor allem der namengebenden *cappa* des heiligen Martin), war erweitert worden um die Durchführung des herrscherlichen Gottesdienstes. Schließlich wies Pippin der Hofkapelle noch eine weitere

bedeutende Aufgabe zu: die Beurkundung. Unter den merowingischen Königen sahen wir noch gebildete Laien als *referendarii* in ihrer „Kanzlei“ beschäftigt, denen die Ausfertigung der königlichen Urkunden oblag. Die Hausmeierurkunden übernahmen noch deren Unterzeichnungsformeln, aber der Titel *referendarius* begegnet nicht mehr. Unter Karl Martell finden wir 726 das erste Beispiel dafür, dass ein Kleriker eine Hausmeierurkunde fertigte, und ebenfalls eine Karls-Urkunde von 723 bietet einen der frühesten Belege für die Bezeichnung *cancellarius*. Das waren aber noch vereinzelte erste „Vorboten“ für die Veränderungen, die dann unter König Pippin voll durchschlugen. Jetzt ging das Beurkundungsgeschäft, ja darüber hinaus die gesamte schriftliche Verwaltungstätigkeit in die Hände der Kapelläne über. In ihrer Tätigkeit als Urkundenschreiber wurden sie meist *notarii* genannt, ihr Vorgesetzter hieß *cancellarius*, auch er blieb dem obersten Kapellan unterstellt, also der Institution Hofkapelle zugehörig – „der Terminus ‚Kanzlei‘ der Diplomatie ist daher lediglich ein Hilfsbegriff, der erst im späten 12. Jahrhundert eine Entsprechung in den Quellen findet“ (Peter Csendes). Insgesamt bahnte sich hier eine zukunftsweisende Entwicklung an: Das für das Mittelalter so spezifische Bildungsmonopol des Klerus wird sichtbar; Pierre Riché spricht geradezu von „une véritable révolution“.

Aber nicht nur diese organisatorischen Veränderungen weisen in die Zukunft; auch die sprachliche Gestaltung der Hausmeier- bzw. Königsurkunden wandelt sich unter Pippin und zeigt deutliche Fortschritte. Allgemein kann man um die Mitte des 8. Jahrhunderts einen Wendepunkt und seitdem den langsam beginnenden Aufschwung im Niveau der lateinischen Orthographie und Grammatik feststellen. Der Wechsel im Personal für das Urkundenwesen am Hof zeigte erste Wirkungen. Schon Chrodegang, der spätere Bischof von Metz, der 741 die letzte überlieferte Urkunde

Karl Martells unterfertigte, wurde von seinen Zeitgenossen wegen seiner vortrefflichen Kenntnisse sowohl der fränkischen als auch der lateinischen Sprache gepriesen.

Überblickt man die zahlreichen verschiedenen Reformbemühungen unter Pippin, so ergibt sich insgesamt eine durchaus ansehnliche Bilanz. Zwar kreisten die kirchenreformerischen Anstrengungen vorrangig um die moralische Besserung der Kleriker und um organisatorische Fragen der kirchlichen Verwaltung, aber zumindest in Ansätzen sehen wir auch schon Bemühungen um eine Hebung des Bildungsstands. Wenn 768, in Pippins letztem Lebensjahr, Papst Stephan III. den König bat, ihm zu einem in Rom geplanten Konzil „eine Reihe kundige Bischöfe zu schicken, die in allen heiligen Schriften und in den Grundsätzen der heiligen Kanones [d.h. im Kirchenrecht] ausgebildet und äußerst erfahren sind“, so konnte er wohl davon ausgehen, dass solche gelehrten Männer inzwischen im Frankenreich zu finden waren.

Karolingische „Renaissance“?

Auf diesen Grundlagen konnte Karl der Große aufbauen, als er – jetzt in großem Stil – seine Bemühungen um eine umfassende Bildungsreform in Gang setzte. Seit dem 19. Jahrhundert hat man von der „karolingischen Renaissance“ gesprochen; in neueren Darstellungen wird der Begriff zunehmend vermieden, kann er doch zu Missverständnissen führen. In der eigentlichen Renaissance im Italien des 15./16. Jahrhunderts ging es wirklich um eine Wiedergeburt (italienisch *rinascimento*) der klassischen Antike, damit aber einer heidnischen Kultur. Zwar wollte auch Karl der Große seine Pfalz in Aachen zu einem „neuen Rom“ machen und damit ein geistig-kulturelles Zentrum seines Großreichs errichten; zwar ließ auch er die verehrten lateinischen Vorbilder, die

großen klassischen Autoren, sammeln und abschreiben, obwohl es doch heidnische Texte waren. Schon der heilige Augustinus (†430) hatte differenziert geurteilt: „so finden sich auch unter den heidnischen Wissenschaften neben einer Menge von Aberglauben und einem Ballast von unnützer Gelehrsamkeit, die ein jeder von uns [...] verabscheuen und fliehen muss, schöne, für den Dienst der Wahrheit ganz geeignete Künste und die nützlichsten Sittensprüche, ja selbst manche Wahrheiten über die Verehrung des einen Gottes. Das ist gleichsam das Gold und Silber der Heiden, [...] und das muss ihnen der Christ entreißen, um es zur Verkündigung des Evangeliums in rechter Weise zu gebrauchen“ (*De doctrina christiana* II,60). Und so ging es auch Karl weniger um die Inhalte, sondern um die sprachliche Form; die Aneignung antiker Bildungsinhalte geschah nicht um ihrer selbst willen, sondern diente dem Zweck der Erneuerung und Reform der kirchlichen Bildung und sollte zur geistigen Hebung von Klerus und auch Volk dienen. Man kann geradezu von einer Anverwandlung dieser klassischheidnischen Werke aus christlichem Geist sprechen. Josef Fleckenstein hat das treffend in Bezug auf den bedeutendsten Hofgelehrten Alkuin formuliert, der im Hofkreis das literarische Pseudonym *Flaccus* führt (*Quintus Horatius Flaccus* = Horaz): „Alkuin wollte nicht mit Horaz ein antiker Heide, sondern Horaz sollte in ihm ein christlicher Flaccus sein.“

So empfiehlt sich wohl doch statt „Renaissance“ die Bezeichnung „karolingische Bildungsreform“, zumal „mit dem Ausdruck ‚Reform‘ auch der planmäßige, von oben ausgehende Zug zur Förderung der Bildung betont werden kann“ (Wilfried Hartmann). Was Karl mit seinen Reformmaßnahmen erreichen wollte, wird aus zahlreichen seiner Verwaltungserlasse, der sog. Kapitularien, deutlich. Darin begegnen immer wieder Anweisungen zu konkreten Fragen der Bildungsförderung. Eines der umfassendsten

Kapitularen, die *Admonitio generalis* („allgemeine Ermahnung“) von 789, kennzeichnet Karls gesamtes Reformprogramm als ein dreifaches Bemühen: das Fehlerhafte zu verbessern (*errata corrigere*), das Unnütze zu beseitigen (*superflua abscindere*) und das Richtige, Rechte zu bekräftigen (*recta cohortare*). In den Texten Karls und seiner Helfer tauchen immer wieder Begriffe wie *correctio*, *reparatio*, *renovatio*, *reformatio* auf. Richtpunkt der Reform war dabei nicht die Erneuerung des Alten (wie bei der humanistischen Renaissance), sondern des Richtigen, Rechten; „Die Bildungsreform Karls des Großen als Verwirklichung der *norma rectitudinis*“ ist denn auch die wichtige Monographie von Josef Fleckenstein betitelt.

Reformziele: Korrektes Sprechen, Lesen und Schreiben

Ganz konkret fordert die *Admonitio*: „Und dass Leseschulen für Knaben entstehen sollen. Psalmen, Kurzschrift, Gesänge, Computus [Kalenderrechnung], Grammatik und die katholischen Bücher sollt ihr sorgfältig verbessern in den einzelnen Klöstern oder Bischofssitzen; denn oft, wenn manche Gott auch gut bitten wollen, bitten sie doch schlecht aus unverbesserten Büchern. Und eure Knaben, lasst die nicht beim Lesen und Schreiben [den Text] verderben; vielmehr, wenn es nötig ist, ein Evangelienbuch, Psalterium und Messbuch zu schreiben, sollen Erwachsene mit aller Sorgfalt schreiben“ (c. 72). Und an anderer Stelle wird gefordert, den Wissensstand der Kleriker zu prüfen: „Die Bischöfe sollen in ihren Pfarreien sorgfältig die Priester prüfen, ihren Glauben, ihre Taufen und Messfeiern, dass sie den rechten Glauben haben und die katholische Taufe beachten und die Messgebete wohl verstehen, und dass die Psalmen würdig

nach den Unterteilungen der Verse gesungen werden, und dass sie das Vaterunser verstehen und predigen, dass es alle verstehen, damit jeder weiß, was er von Gott erbittet [...]“ (c. 70). Lernunwillige sollen bestraft werden, wie ein anderes Kapitular fordert: „Wer unterrichtet ist, soll belohnt und zu weiterem Studium ermuntert, wer nachlässig und träge ist, soll mit Buße belegt werden.“

Ein zentrales Dokument der Bildungsreform stellt ein Rundschreiben des Königs an die Klöster und Bistümer des Reiches dar, die *Epistola de litteris colendis* („Brief über die Pflege der Wissenschaften“, um 787); erhalten ist das Exemplar für den Abt von Fulda. Programmatisch heißt es darin: „Wir hielten es für nützlich, dass in den uns durch Christi Gunst zur Leitung anvertrauten Klöstern außer der Ordnung regelgemäßen Lebens und dem Wandel in heiliger Religion bei denjenigen, die durch Gottes Gabe lernen können, je nach Fähigkeit der Lerneifer auch für das Studium der Literatur aufgebracht wird. Wie die Norm der Regel die Ehrbarkeit der Sitten ordnet und schmückt, so soll auch die Beharrlichkeit des Lehrens und Lernens Ordnung und Schmuck in die Wortfolge bringen, dass die, die Gott durch rechtes Leben gefallen wollen, nicht vernachlässigen, ihm auch durch richtiges Reden zu gefallen.“ Der König hatte „aus etlichen Klöstern häufiger Schreiben empfangen“, in denen er „rechten Sinn, aber ungepflegte Rede“ erkannte; „denn was die fromme Hingebung innerlich in Treue diktierte, das schien die wegen der Nachlässigkeit im Lernen ungebildete Zunge äußerlich nicht fehlerfrei auszudrücken.“ Aber nicht nur im Schriftverkehr, auch im gesprochenen Gottesdienst mahnte Karl die sprachliche Korrektheit an, wie aus einem anderen Sendschreiben deutlich wird: „Wir haben es nicht geduldet, dass in unseren Tagen bei den heiligen Lesungen während der Gottesdienste ungehörige Sprachschnitzer ertönen.“ Offenbar waren Kleriker wie die von Bonifatius

angeprangerten bayerischen Priester auch jetzt noch anzutreffen.

Immer wieder ging es um die Verbesserung der Kenntnisse der lateinischen Sprache, die auf dem Kontinent im 8. Jahrhundert zunehmend verwildert war – ganz im Gegensatz zu Irland und England, wo seit dem 7. Jahrhundert eine wesentlich niveauvollere lateinische Sprach- und Literaturlandschaft entstanden war (als Autor der *Admonitio* gilt denn auch der Angelsachse Alkuin). Dieses „neualte Latein der Karolingerzeit“ (Wolfram von den Steinen) war nicht identisch mit dem klassischen Latein, sondern angereichert mit Elementen aus der Vulgata und den Schriften der Kirchenväter, aber auch mit Lehnwörtern aus den Volkssprachen: das sog. „Mittellatein“, das ja dann für das ganze Mittelalter grundlegend blieb. Dieses Mittellatein war nun keineswegs eine tote Sprache, sondern lebte in Kirche, Schule und Bildung höchst lebendig fort (von den Steinen hat treffend von der „Vatersprache des Mittelalters“ gesprochen).

Neben den Bemühungen um die Reform des Lateins zeigte Karl ein verstärktes Interesse an der Volkssprache, wie Einhard berichtet:

„Ebenso ließ er die uralten volkssprachigen/heidnischen Lieder (*barbara et antiquissima carmina*), in denen die Taten und Kämpfe der alten Könige besungen wurden, aufschreiben und der Nachwelt überliefern. Auch eine Grammatik seiner Muttersprache ließ er in Angriff nehmen [nicht erhalten]. Auch gab er den Monaten, für die bei den Franken bis dahin teils lateinische, teils einheimische Namen in Gebrauch waren, Benennungen aus seiner eigenen Sprache. Ebenso gab er zwölf Winden eigene Bezeichnungen, während man vorher nur für kaum vier Winde besondere Benennungen hatte finden können. Und zwar nannte er von den Monaten den Januar *Wintarmanoth*, den Februar *Hornung* [manchmal noch in altdeutsch stilisierten Kalendern zu finden], den März *Lenzinmanoth*, den April *Ostarmanoth*, den Mai *Winnemanoth* [Wonnemonat], den Juni *Brachmanoth*, den Juli *Hewimanoth* [Heumonat], den August *Aranmanoth* [Erntemonat], den September *Witumanoth* [Holzmonat], den Oktober *Windumemanoth* [Weinlesemonat], den November *Herbistmanoth*, den Dezember *Heilagmanoth* [heiliger = Weihnachtsmonat]“ (c. 29).

Karls Interesse an der Volkssprache dürfte nicht zuletzt aus den Bemühungen um Predigt und katechetische Unterweisung erwachsen sein. Sicher ist es kein Zufall, dass Taufgelübde, Vaterunser, Glaubensbekenntnis, Sündenverzeichnisse und Beichtformeln zu den ältesten überlieferten Texten in althochdeutscher Sprache gehören. Bezeichnenderweise stammen die ältesten Belege für *theodiscus* („volkssprachlich“, daraus „deutsch“) aus den Jahren 786 und 788. In den Akten einer Synode in Tours 813 findet sich dann explizit die Unterscheidung von *rustica Romana lingua aut theodisca*, und so darf man wohl ohne Übertreibung feststellen, dass „die Erkenntnis von der Gliederung des christlichen Abendlandes in zwei große Sprachgemeinschaften aus der Bildungsreform Karls des Großen erwuchs“ (Eugen Ewig).



Karolingische Minuskel. (Illustrierte Handschrift von Alkuins Bibeltext, um 804)

Eine weitere Frucht der Reformbemühungen war die neue karolingische Schrift, die sog. karolingische Minuskel. Die älteren Handschriften aus dem 7. und auch noch 8. Jahrhundert zeigten je nach ihrer regionalen Herkunft ganz verschiedene, in sich uneinheitliche Ausprägungen; ihre vielfach verwilderten Formen machten sie oft schwer lesbar. Jetzt entstand eine klare, einheitliche Schrift von formschöner Gleichmäßigkeit. Es handelt sich um eine

Minuskelschrift, auf dem Vierlinienschema beruhend, mit Ober- und Unterlängen. Um 781/83 in einer Evangelien-Prachthandschrift erstmals bezeugt, breitete sich die neue Schrift im 9. Jahrhundert im gesamten Reich, später über das ganze Abendland aus. „Anstelle ungeordneter Vielfalt ist Ordnung und Einheitlichkeit getreten“ (Josef Fleckenstein). In dieser neuen Schrift wurden jetzt von Klerikern und Mönchen in bisher ungeahnter Menge antike Texte abgeschrieben; was uns heute von römischen Autoren, aber auch von den Kirchenvätern überliefert ist, verdanken wir zum allergrößten Teil den Abschriften der Karolingerzeit. Als die Renaissance-Humanisten bei ihrer unermüdlichen Suche nach den antiken Klassikern auf diese Codices stießen, glaubten sie die römischen Original-Handschriften in „lateinischer“ Schrift gefunden zu haben und übernahmen auch selbst diese Schriftform. So wurde durch einen „gelehrten Irrtum“ die karolingische Minuskel zur Grundlage unserer heutigen „lateinischen“ Schrift – im Gegensatz zur „deutschen“ Schrift.

Ein gelehrter Hofkreis

Karl der Große war persönlich äußerst interessiert und engagiert; aber er brauchte Helfer für sein Programm. Die waren eher außerhalb des Frankenreichs zu finden, und er gewann sie aus verschiedenen Ländern. Er trat in Verbindung mit irischen, angelsächsischen, italischen und spanischen Gelehrten. Viele folgten seinem Ruf, und so wurde sein Hof zu einer Versammlung der „crème de la crème“ der europäischen Bildungswelt.

Die Ersten kamen nach Karls Eroberung des Langobardenreichs aus Italien. Der Diakon Petrus von Pisa war in Pavia, dem Königssitz der langobardischen Herrscher, als Grammatiklehrer hervorgetreten; als schon alter Mann begleitete er Karl 774 an seinen Hof, wo er den